

Helmut Ackermann

Rückblick 75

Grupello Verlag · Düsseldorf 2002

DAS AUGE LIEST MIT – schöne Bücher für kluge Leser
 Besuchen Sie uns im Internet unter: www.grupello.de
 Hier finden Sie Leseproben zu unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen. e-mail: grupello@grupello.de

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ackermann, Helmut: Rückblick 75 :
 Helmut Ackermann. – 1. Aufl. –
 Düsseldorf : Grupello Verlag, 2002
 ISBN 3-933749-84-0

1. Auflage 2002

© by Grupello Verlag
 Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
 Tel.: 0211-491 25 58 · Fax: 0211-498 01 83
 Druck: Müller-Satz, Grevenbroich
 Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-933749-84-0

INHALT

Vorwort	7
Abschiedspredigt (1989)	9
Rückblick nach vorn – Festvortrag (1993)	17
»Gemeinde unter dem Kreuz« – eine Legende? (1996)	35
Waren die Gemeinden Düsseldorf-Benrath und -Holthausen illegal? (2000)	55
Bernhard Meyer (1657-1730) und sein Werk (2001)	67
Pfarrer in	
Urdenbach	71
Mülheim/Ruhr	78
Duisburg	83
Elberfeld	87
Die kurze, doch nähere Erklärung	92
Anhang	103
Bertolt Brecht contra Joachim Neander (2001)	107
Das EVK auf festen Füßen (2002)	115

VORWORT

»Rückblick 75« bezieht sich auf mein Alter, das ich in diesem Jahr mit Gottes Hilfe erreiche. Ich schaue dankbar zurück, auch auf das, was mir noch zu tun vergönnt war.

Zu meinem 70. Geburtstag schrieb ich meine Familien- und Lebensgeschichte, bestimmt zuerst für meine Gäste. Sie hätte jetzt einiger Korrekturen und Ergänzungen bedurft. Vor allem hätte eingefügt werden können, was ich vor wenigen Monaten über die letzten Lebenswochen meines am 9. Februar 1945 gefallenen Bruders erfuhr, womit ein weißer Fleck in unserer Familiengeschichte – nach 57 Jahren! – getilgt wurde. Eine Neuauflage ließ sich jedoch deshalb nicht rechtfertigen.

Auch dieses Mal möchte ich meinen Gästen mit einem Geschenk aufwarten. Es ist ein kleiner Sammelband mit einigen Arbeiten im 13jährigen Ruhestand und enthält bisher Unveröffentlichtes, bereits in Fachpublikationen Erschienenes, zwei Vorträge und den Aufsatz »Bertolt Brecht contra Joachim Neander«, der in eine Neuauflage (der 5.) meines Büchleins über Joachim Neander aufgenommen werden soll.

Ich danke meinem Verleger, Herrn Bruno Kehrein, der auch diese Broschüre freundlich begleitet hat, und den Herausgebern der Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte im Rheinland sowie der Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte und dem Verleger Herrn Karl Jochen Gruch (ß-Verlag, Titz-Rödingen), bei dem mein letztes Buch erschien (Bernhard Meyer). Nachdem ich bisher Vorschläge abwies, ein Bild von mir in einem meiner Bücher abzudrucken, habe ich nun Grund, eine Photographie aus dem Jahre 1999 zu diesem Zwecke zu verwenden. Aufgenommen von Herrn Hans-Peter Feldmann (Düsseldorf), der sie aus Anlaß der Jahrhundertwende in seine bemerkenswerte Folge von 101 Photographien einreichte – für jeden Jahrgang des 20. Jahrhunderts das Bild eines Menschen –, wurde sie nämlich vom 14. Juni bis 29. Oktober

2000 in der Ausstellung »– Voilà – le monde dans la tête« des Musée d'art moderne in Paris (Museum der modernen Kunst, Nähe Eiffelturm) und vom 17. März bis 16. Juni 2001 in der Ausstellung »100 Jahre« des Museums Folkwang in Essen gezeigt. Die ganze Reihe erschien auch in dem gleichnamigen Bildband von Hans-Peter Feldmann (Verlag Schirmer/Mosel, München, 2001) sowie in der Zeitschrift »WATCH international« (Schaffhausen; Nr. 17, 2001).

Den Scherenschnitt auf dem Außendeckel, wie den vor fünf Jahren für die »Blumen auf dem Felde«, habe ich 1938 als elfjähriger Quintaner im Kunstunterricht bei der Aufgabe »Phantasieblume« fabriziert.

Düsseldorf, im Frühjahr 2002

Helmut Ackermann

ABSCHIEDSPREDIGT

*gehalten am Sonntag Kantate, dem 23. April 1989
in der Evangelischen Kirche zu Urdenbach*

Predigttext: Kol. 3, 12-17

So ziehet nun an als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld;

Und ertrage einer den andern und vergebet euch untereinander, wenn jemand Klage hat gegen den andern; wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr!

Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit.

Und der Friede Christi, zu dem ihr auch berufen seid in einem Leibe, regiere in euren Herzen; und seid dankbar.

Laßt das Wort Christi reichlich unter euch wohnen: lehrt und ermahnt einander in aller Weisheit; mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen.

Und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus und dankt Gott, dem Vater durch ihn.

Liebe Gemeinde!

Herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld, vergebt, lehrt, ermahnt, singt, dankt – zehn Kennzeichen eines Christen nennt dieser Text am heutigen Sonntag Kantate, zu deutsch: Singet! Aber wenn man das alles hört, was man da tun soll, von früh bis spät und tagaus tagein und dabei auch noch reichlich das Wort Gottes und die Liebe und den ständigen Frieden im Herzen, dann kann einem gleich das Singen

vergehen. Ist das nicht ein bißchen viel auf einmal? Das alles soll ich machen? Ganz unmöglich – auch beim besten Willen. Dieser Katalog von Imperativen geht mir in seiner Kompaktheit über die Hutschnur. Ist eher ein Grund zum ärgern als zum singen.

Gewiß, man könnte an jene Geschichte denken, wo ein Vater die Taufe seines 14. Kindes anmeldet und der Pastor ihm sagt: »Aber lieber Mann, vierzehn Kinder, ihre arme Frau« und der ihm antwortet: »Aber in der Bibel steht doch: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!« Darauf der Pastor: »Da steht aber nicht, daß Sie das allein machen sollen!«

Aber auch wenn wir diese apostolischen Weisungen hier auf viele Schultern verteilen würden, daß der eine das eine, der andere das andere übernimmt – auch einzeln fällt es sehr schwer. Demut und Sanftmut: Weiß der Apostel denn nicht, wie eklig mein Vorgesetzter ist, wie knallhart er mich neulich behandelt hat? Freundlichkeit: Mein Nachbar hat gestern wieder seinen Fernseher so rücksichtslos laut eingestellt, und wie schlampig macht er immer das Treppenhaus, wenn er dran ist! Geduld? fragt manche Mutter, hat der Apostel denn keine Ahnung, daß Kinder manchmal Nervensägen sind? Und mancher Jugendlicher verzweifelt an der Verständnislosigkeit seiner Eltern, und ihm ist statt nach Dank eher nach Widerspruch und Anklage zu Mute.

Ja, wenn wir alle Engel wären – das ist ja der Titel eines liebenswerten Buches unseres Düsseldorfers Heinrich Spoerl, vor gut 50 Jahren geschrieben –, wenn wir alle Engel wären, dann vielleicht, dann könnte das gelingen. Aber auch dann müßte man kritisch fragen: Was wären das denn für Zustände und für Typen, die dabei herauskämen? Immerzu sanftmütig, immer demütig, immer alles verzeihen, immer herzliches Erbarmen? Da tauchen so ein paar pflaumenweiche Schwächlinge vor unsern Augen auf. Die gehen einem doch gegen den Strich. So wollen wir doch gar nicht sein! Weil wir das einfach für unecht halten. Ein normaler Mensch hält das doch gar nicht aus. Und Harmoniekomplexe und Konfliktscheu sind auch nicht gut. Konflikte müssen angepackt und ausgetragen werden, wenn es zu einer guten Lösung kommen soll. Alles andere ist *unter den*

Teppich kehren, und dann bleibt der Dreck da. Immer schlucken und schlucken macht krank und verklemmt.

Und doch, liebe Schwestern und Brüder, sind wir mit diesem Wort so schnell nicht fertig. In der Tiefe unseres Herzens haben wir eine große Sehnsucht danach, so zu werden, daß wir glaubwürdig werden in unserm Christenleben, daß wir mit unserm Mitmenschen, besonders mit den kritischen, überzeugender, aussagekräftiger, werbewirksamer umgehen, daß sie etwas merken von dem Spruch, den wir so oft nicht ohne Faszination gehört haben: Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur. Wir sehnen uns danach, daß sich das bei uns realisiert, daß wir erlöster aussehen, wie es Nietzsche einforderte, daß wir auch erlöster leben, daß die Kräfte des neuen Seins unser Dasein erfüllen und daß wir etwas von dem Frieden spüren und weitergeben, der hier angesagt ist. Aber wie kann es gehen?

Nun ist es höchste Zeit, daß wir beachten, wie wir hier von unserm Text angesprochen werden: Als die Auserwählten Gottes, als seine Heiligen und Geliebten. Das sind große Worte, aber damit wird uns Christen kein hochmütiges Elitedenken suggeriert, so daß wir sagen könnten: So sind wir, wir pfeifen auf die andern (Heinz Rühmann in einem Schlager der 70er Jahre). Aber unser Leben wird damit auf eine neue Basis gestellt. Ich sage *gestellt* – Passiv! Denn wir sind es nicht, die sich da selbst auf eine neue Grundlage versetzen. Das tut Gott, der Herr. So wie Gulliver bei seinen Reisen die winzig kleinen Menschen in die Hand nimmt und sie ganz woanders wieder zu Boden läßt, so werden wir von Gott hochgenommen und auf einem ganz neuen Boden wieder niedergelassen. Und da stehen wir nun und schauen uns um und finden uns kaum zurecht und gebrauchen die neue Basis viel zu wenig, und deshalb ist unser Christenleben oft so mangelhaft und flatterhaft und unglaubwürdig. Aber auf diesem neuen Fundament, da ist nun tatsächlich alles anders, da kann ich wirklich neue Steine in die Hand nehmen und aufbauen, da kann ich dazu Kräfte sammeln, da kann ich auch ausruhen, dahin kann und darf ich mich immer wieder zurückziehen.

Und so ist das Fundament beschrieben: Wir sind als Christen Auserwählte, nicht weil wir so tüchtig und fähig und gut wä-

ren – das sind wir alle nicht –, sondern weil Gott uns in seiner unendlichen Gnade erwählt hat. So wie ein Mann seiner Frau als Liebeserklärung sagt: Du bist meine Auserwählte – so steht Gott zu uns. Und wir sind seine Heiligen, auch hier nicht von uns aus, auch nicht die Kraft unseres Glaubens wird hier gemessen, nicht unsere guten Taten heben uns über andere hinaus. Gott heiligt uns, das heißt: er nimmt uns zu sich in seine Heiligkeit, läßt seinen Schein auf uns fallen und macht uns zu seinem Eigentum um Christi willen. Und wir sind Geliebte Gottes. Er ist nicht unser Feind, sondern er ist uns freundlich gesinnt; und jeden morgen neu, liebe Gemeinde, jeden Morgen neu steht er da für uns mit *seinem* herzlichen Erbarmen, mit seiner Güte, mit Sanftmut und Geduld, wie es hier heißt, mit seiner Vergebung und Liebe. Das ist der tragende Grund des neuen Seins, der uns mit seinem Wort geschenkt wird und mit Taufe und Abendmahl sichtbar und fühlbar in unser Leben tritt. Das ist der Grund, da ich mich gründe, wie wir eben gesungen haben.

Und noch einmal die Frage: Wie – wie kann es gehen? Wie wird das praktisch in unserm Leben, in unserm Alltag? In Amerika gibt es Gruppen von Christen, die das Leben auf der neuen Basis bewußt zu realisieren und auf die Frage nach dem *wie* eine zunächst verbale Antwort zu geben versuchen. Sie bringen das auf eine Formel, die uns auf den ersten Blick ein wenig seltsam vorkommt: »Ich bin okay – du bist okay«, so begrüßt man sich da. So nimmt man untereinander Kontakt auf, mit einem solchen gegenseitigen Zuspruch von Gott her. Weniger burschikos und weniger amerikanisch müßte man sagen: Ich bin von Gott geliebt, du bist von Gott geliebt. Das ist jetzt – ganz egal, was an Hindernissen zwischen uns ist – die Basis unserer Kommunikation. Dieses Grundwissen: Ich bin vor Gott in Ordnung – er hat mich in Ordnung gebracht! – also bin ich es auch vor Menschen. Ich bin ein Geliebter Gottes, also kann ich auch andere lieben. Dieses Grundwissen kann mein ganzes Leben allmählich durchziehen und durchwachsen, durchdringen und verändern. Und das Wunderbare und Schöne, das, was ein Christenleben so über die Maßen lebenswert macht, ist, daß man dann niemals mehr allein ist, niemals mehr

mit dem Rücken an der Wand steht, sich niemals mehr unter dem Streß religiöser Vorschriften und Forderungen ducken zu müssen meint, sondern im Gegenteil: Die am Anfang abschreckenden Imperative – wir haben sie noch im Ohr, dieses vergebte, lehrt, vermahnt singt, dankt usw. – werden zur Hilfe, stützen und begleiten uns. Man freut sich darüber und nimmt es gern an, beispielsweise wenn der Apostel hier dieses als Hilfe anbietet: Laßt das Wort Christi reichlich wohnen in euch. Das ist jetzt keine lästige Pflicht mehr, sondern das heißt: Gib dem Wort Gottes, das dir hilft, einen festen Platz, eine Heimstatt in deinem Leben. Laß es mit Freuden in dein Leben einkehren und kommt zu dem Zentrum des Gemeindelebens, zum Gottesdienst am Sonntagmorgen, wo dieses gute Wort, diese frohe Botschaft, dir gesagt wird. Oder beispielsweise wenn der Apostel sagt: Singt Gott dankbar in euren Herzen! Ja, es ist schon entscheidend, welche Melodien unser Herz prägen. Welche sich durch unser Leben ziehen, welche uns bestimmen. Sind es die melancholischen Töne, die ja immer laut werden, laut werden müssen, wenn der Mensch nur sich selbst im Visier hat, oder ist es das »Lobe den Herren«, das so befreiend ertönt, wenn wir auf Gott schauen. Wieviel hat doch unsere Kantorei, das möchte ich am heutigen Sonntag Kantate einmal sagen, wieviel hat unsere Kantorei in zahllosen Gottesdiensten uns eine Hilfe dazu gegeben, daß man auf der neuen Basis, im neuen Leben auch fröhlich wurde und befestigt wurde, und ich glaube, daß alle, die aktiv dabei waren und sind – mit Instrumenten oder mit der Stimme – das auch für sich selbst spüren. Martin Luther hat einmal gesagt: »Wer die Musica verachtet, wie alle Schwärmer tun, mit dem bin ich nicht zufrieden. Denn die Musica ist eine Gabe und Geschenk Gottes. Sie vertreibt auch den Teufel und macht die Leute fröhlich. Man vergißt dabei alles Zorns, Unfriedens, Hoffart und andere Laster. Ich gebe nach der Theologia der Musica den nächsten Platz und höchste Ehre«.

Oder beispielsweise das hilfreiche Wort des Apostels: Der Friede Christi regiere in euren Herzen. Wie hilfreich das ist, das merkt man, wenn einmal der Friede in der Gemeinde gestört ist. Wie beklagenswert und ruinös ist es, in wichtigsten

Fragen der Gemeinde nicht einig zu sein. Alle ziehen wohl an einem Strang, aber in verschiedene Richtungen. Wie ruiniert es die beteiligten Personen nicht nur, sondern vor allem den Auftrag der Verkündigung des Evangeliums, dem alle verpflichtet sind. Der Friede Christi aber, der höher ist als alle Vernunft und alles Tauziehen, der hilft den klaren Weg wieder zu finden und auch die Enttäuschungen, den Ärger und auch viele echte und unechte Sorgen abzubauen. Denn der Friede Christi, das ist sein Kreuz, sein Tod für uns, seine unendliche Liebe, die jedes, auch das härteste Herz zum Frieden untereinander erweichen kann.

Und auf diese Hilfe für unser Christenleben, auf die Liebe, weist der Apostel genau in der Mitte unseres Textes noch einmal betont und gleichsam allumfassend hin: Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit! Nicht *die* Liebe ist gemeint, die wir von uns aus haben, von der wir meinen, daß sie aus uns heraus scheint und die doch im besten Falle nur dem Mond vergleichbar ist, der sein Licht von der Sonne hat und die in jedem Falle eine unvollkommene Liebe ist, sondern gemeint ist *die Liebe zum anziehen*. Das heißt die Liebe, die da von außen kommt und doch ganz für uns da ist, die wie eine warme Decke mitten im Winter und uns einhüllt wie ein Mantel, der uns umkleidet. Gottes Liebe ist gemeint. Welch eine Hilfe, sie anziehen zu dürfen! Wie ein Band umschlingt sie nicht nur das einzelne Leben mit seiner Schuld, seinem Versagen, seinem willentlichen und unwillentlichen Ausbrechen aus dem Auftrag, den jeder hat, zu dem aber ein Pfarrer in besonderer Weise verordnet ist. Wie könnte ich, liebe Gemeinde, auf meine Zeit unter euch zurückblicken mit allem, was ich falsch gemacht und wo ich Gott, dem Herrn, im Wege gestanden habe, wenn diese Liebe nicht wäre! Und von dem Lied »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren«, zu dem ich ja eine besondere Beziehung habe, waren mir die Zeilen in der vierten Strophe immer die wichtigsten und trostreichsten: Denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet! Wie könnte man noch atmen, wenn dieses Band der vollkommenen Liebe unseres Gottes nicht da wäre! Es umschlingt uns alle, die wir Christi Namen nennen. Wie

könnten wir als einzelne und als Gemeinde uns überhaupt an die Luft dieser Welt wagen, wenn uns nicht dieses Kleid gegeben wäre, das wir da anziehen dürfen! Es ist unser Schutzmantel und Arbeitskleidung zugleich.

Um es in einem andern Bild zu sagen: Wir kennen alle die große Drehscheibe im Kirmeszelt, die sich immer schneller dreht, und die Menschen darauf fliegen durch die Zentrifugalkraft früher oder später herunter, weil sie keinen Halt haben. Ein Gaudium, ja. Aber es ist auch ein ernstes Bild. So ist es mit dem Menschen heute. Das Weltgeschehen dreht sich immer schneller. Die zentrifugalen Kräfte sind stark, und mancher fällt ihnen zum Opfer. Der einzige Halt, wirklich der einzige, der uns nicht über den Rand fliegen läßt, das ist die Mitte des Evangeliums, das ist die »Lieb ohn' alle Maßen«. Das ist der Gekreuzigte und Auferstandene. Und das möchte ich besonders den Traurigen unter uns sagen. Traurig, weil eine Krankheit sie bedrückt, traurig, weil sie Menschen an ihrer Seite verloren haben und ihnen das immer wieder aufs Herz drückt, traurig, weil die Kräfte schwinden und der Tod vor Augen steht, traurig vor Angst, traurig vor Sorgen und mancherlei anderem. Das möchte ich sagen: Aus dieser Liebe Gottes fallen wir nicht heraus. Da kann vieles passieren an Leidvollem oder auch an Freudigem. Wir können sie sogar ablehnen oder frech oder gleichgültig verleugnen: Aus der Liebe Gottes fallen wir nicht heraus. Sie war, ist und bleibt in Ewigkeit. Sie ist es, in die alles einmündet und die wir predigen und preisen dürfen unser Leben lang.

So möchte ich denn zum Schluß dieses eine, von dem alles herkommt und das alles umfaßt, diese Botschaft von Gottes Liebe, von dem Band der Vollkommenheit euch, meiner lieben Gemeinde, tief ins Herz hinein rufen. Ich tue es mit den Worten, die der Elberfelder Prediger Hermann Friedrich Kohlbrügge vor mehr als 100 Jahren gesagt hat:

Darum, wenn ich sterbe – ich sterbe aber nicht mehr –, und es findet jemand meinen Schädel, so predige es ihm dieser Schädel noch: Ich habe keine Augen, dennoch schaue ich Ihn; ich habe kein Gehirn noch Verstand, dennoch umfasse ich Ihn; ich habe keine Lippen, dennoch küsse ich Ihn; ich habe keine Zunge, dennoch lobsinge ich Ihm mit euch allen, die ihr Seinen

Namen anruft. Ich bin ein harter Schädel, dennoch bin ich ganz erweicht und zerschmolzen in Seiner Liebe; ich liege hier draußen auf dem Gottes-Acker, dennoch bin ich drinnen im Paradies! Alles Leiden ist vergessen. Das hat uns Seine große Liebe getan, da Er für uns das Kreuz trug und hinausging nach Golgatha!¹

Der Herr, unser Gott, bewahre euch und mich und uns alle in dieser seiner Liebe. Amen.

¹ Hermann Friedrich Kohlbrügge, Passionspredigten, 3. Aufl. 1913, S. 173.
Zitiert nach: Karl Barth, KD I,1 Seite 234.

RÜCKBLICK NACH VORN

VOM NUTZEN DER GEMEINDEGESCHICHTE FÜR GEGENWART UND ZUKUNFT

*Festvortrag, gehalten in der Evangelischen Kirche Urdenbach
am Tage ihres 300jährigen Jubiläums, dem 6. Mai 1993*

»Stadtluft macht frei«. Diese Redewendung führt ursprünglich ins Mittelalter. Wenn ein Unfreier, etwa ein Bauer oder ein Knecht, vom Lande in die Stadt zog zu lauter freien Bürgern, dann war er nicht automatisch und sofort einer der Ihren. Das wurde er erst im Laufe der Zeit, wenn er sozusagen – daher die Sentenz – genügend Stadtluft geatmet hatte. Heute wird diese Redensart auch gebraucht, um einen angeblichen Unterschied zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung zu konstatieren. In der Stadt, so wird behauptet, sei man eben in vieler Beziehung freier, im Denken und Handeln großzügiger und unabhängiger, mündiger und toleranter, selbstbewußter vor allem gegenüber jeder Art von staatlicher Herrschaft. Auf dem Lande hingegen, etwa in einem solchen Dorf wie Urdenbach, sei man vergleichsweise enger im Denken und Tun; weil weniger gebildet, darum auch unterlegen und rückständig, untergeordnet und botmäßiger gegenüber der Obrigkeit.

Stimmt das wirklich? Es ist ein bemerkenswertes Phänomen: Im heutigen Düsseldorf wurden zwischen 1684 und 1693 die ersten drei evangelischen Kirchen gebaut; die beiden ersten in der Stadt, die dritte im Dorf. Die Neanderkirche von 1684 hätte nach der Redewendung von der Stadtluft frei und offen, von der Straße aus für jedermann wahrnehmbar gebaut werden dürfen und nicht versteckt im Hinterhof, wie es vielleicht befohlen wurde, wie es aber zumindest der konfessionellen Rang-

folge in der Stadt entsprach.¹ Nur weil im letzten Kriege die vorderen Häuser an der Bolkerstraße zerstört und nicht wieder aufgebaut wurden, ist sie seitdem von der Straße aus gut sichtbar. Bei der zweiten von 1687, der Bergerkirche, ist der Hinterhofcharakter noch heute nicht zu übersehen. Eingeschränkte Freiheit in der Stadt. Daß die dritte Kirche, in der wir jetzt sitzen, in unserm damals selbständigen Dorf freistehend an der Straße gebaut werden konnte, hat seinen Grund nicht etwa in einem Herrschaftswechsels im Herzogtum Berg, der ein politisch liberaleres Klima herbeigeführt hätte. Vielmehr wurden alle drei Kirchen zur Regierungszeit des verehrten Kurfürsten Jan Wellem errichtet. Nein, wir stehen vor der Merkwürdigkeit, daß es, was Urdenbach betrifft, nicht den geringsten Hinweis gibt auf obrigkeitliche Direktiven, Genehmigungen, Auflagen, Anweisungen oder auch nur traditionelle Zwänge. Das damalige Presbyterium war völlig frei in seiner Entscheidung. Das kommt darin zum Ausdruck, da es die versammelte Gemeinde befragte, ob man die Kirche »auf die Fuhr«, d. h. an den Straßenrand oder aber in die Mitte dieses Grundstückes, »unter den Büchen« gelegen, setzen solle, zu welchem letzterem sich die Gemeinde mit gutem Geschmack entschied, »weil es so zierlicher stünde«.²

Fazit: Stadtluft ist nicht immer die Luft der Freiheit, und es hat den Anschein, als rieche besonders die Residenzstadt eines zwar populären, aber doch absolutistischen Herrschers nach dem Gegenteil. Landluft ist in unserm Fall freier gewesen.

Aber kann man das überhaupt, aus der Geschichte oder ihren einzelnen Vorgängen ein Fazit ziehen, vielleicht sogar in

1 Adelbert Natorp schreibt (Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Düsseldorf, 1881, Reprint 1987, S. 42), die Kirchen mußten »zwischen Häusern versteckt und von der Straße entfernt, wie es das damals herrschende Regiment erforderte«, gebaut werden. Bislang fehlt allerdings jede Urkunde, die das bezeugt. Auch in den Protokollen und Consistorialakten der Düsseldorfer Gemeinden ist kein Hinweis zu finden.

2 Die reformierte Gemeinde Urdenbach im 17. Jahrhundert, Quellenbuch, Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte Nr. 24, Düsseldorf 1967, S. 347 (Sitzung des Consistoriums am 26. Juli 1688 § 11)

der Absicht, die Handlungsbedingungen für politisches oder kirchliches Tun heute und morgen klarer zu erkennen? Ist das Wissen um die Vergangenheit nützlich und verwertbar für Gegenwart und Zukunft? Oder ist die Rückschau in die Geschichte nur ein steriler Blick auf das Gewesene? Wir stehen hier vor der u. a. von Nietzsche aufgeworfenen Frage vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben.³ Prima vista möchte man darauf antworten, daß historisch gesättigtes Denken allemal eine bessere Urteils- und Entscheidungsgrundlage bildet als jene kurzsichtige und kurzatmige Auffassung, man könne – vor die Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft gestellt – vom Jetzt ausgehen, nur den Augenblick analysieren, von heute auf morgen planen, wie das etwa vor 25 Jahren die sogenannte »68er Generation« in ihrer revolutionären und provokativen Mißachtung der Geschichte versuchte.⁴ Ihre Einbildung, daß mit ihnen selbst die Geschichte erst richtig anfangen und alle Vergangenheit höchstens zweitrangige Vorgeschichte sei, haben Revolutionäre nun mal so an sich. Drei grundsätzlich verschiedene Antworten möchte ich hier auf die Frage nach der »Verwertbarkeit« der Geschichte zu geben versuchen und dabei von vornherein die These Hegels vom Geschichtsfortschritt ausschließen, die Auffassung nämlich, daß die Menschheit kontinuierlich auf immer höhere Stufen gestiegen sei und sich auch in alle Zukunft progressiv weiterentwickeln werde. Die Abgründe und das Grauen des vergangenen 20. Jahrhunderts haben eine solche Auffassung für immer ad absurdum geführt.

Erste Antwort: Als sich im Jahre 1374 der Rhein in einer immensen Hochwasserkatastrophe zwischen Baumberg und Urdenbach ein neues Bett grub und mit der Entstehung des Altrheins eine höchst bedeutsame Veränderung für Urdenbach Platz griff, regierte im Deutschen Reich die markanteste Herr-

3 Reinhart Kosellek, Wozu noch Historie?, Vortrag 1970, Historische Zeitschrift, 212. Band, S. 6

4 Hans-Ulrich Wehler, Aus der Geschichte lernen?, Essays, München 1988, S. 11

scherpersönlichkeit im Spätmittelalter, Kaiser Karl IV. (1347-1378). Er bereitete der Politik den Weg in die »Neuzeit«. Als geschichtsbewußter Mann wollte er – das war sein erklärtes Ziel – von der Historie lernen, das Vergangene zu erkennen, um das Künftige vorauszusehen.⁵ Er traute der Geschichte damit sehr viel zu. Ihre Kenntnis war ihm eine Grundvoraussetzung für seine politischen Entscheidungen – und dazu gehörten so epochale wie die Gründung der ersten deutschen Universität in Prag und der Erlass der Goldenen Bulle, die bis zum Ende des Deutschen Reiches 1806 die Königswahl ordnete und die Rechte der Kurfürsten regelte.

Weitaus bescheidener nimmt sich die zweite Antwort aus, Geschichte sei dazu da, die Gegenwart zu verstehen. Damit möchte man lediglich ergründen, wie es zu den aktuellen Situationen und Problemen gekommen ist. Man möchte nur, ohne direkt Lehren zu ziehen und Entschlüsse zu fassen, historische Ursachenforschung betreiben. Wozu? Sicher auch untergründig zur Entscheidungsfindung. Aber beabsichtigt ist zunächst nur eine Analyse.

Eine dritte Meinung über den Nutzen der Geschichte gibt die resignierte oder zynische Äußerung des französischen Schriftstellers Henri de Montherlant wieder: »Wir lernen aus der Geschichte immer wieder, daß wir nichts lernen«. Montherlant – er lebte von 1896 bis 1972 – stand unter dem Eindruck dessen, was uns unser 20. Jahrhundert beschert hat. Sein skeptisches Diktum ist aber, anders und vom christlichen Standpunkt aus betrachtet, nicht nur negativ und resignativ aufzufassen. Denn die Überzeugung, daß der Mensch unbelehrbar ist und die gleichen Fehler immer wieder macht, assoziiert für den Christen die biblische Aussage, daß der Mensch ein Sünder ist und, auch wenn er an den Gekreuzigten und Auferstandenen glaubt, immer zugleich Sünder bleibt und permanent neu schuldig wird bis an sein Lebensende.

Dies freilich hat aus der Sicht der Heiligen Schrift nichts mit Resignation oder Zynismus zu tun. Die dauernde Existenz des

5 Ferdinand Seibt, Karl IV., München 1985

Menschen als Sünder ist vielmehr nur der Hintergrund der Heilsgeschichte – nicht ihr Beweggrund, das ist allein Gottes Erbarmen –, eben jener Geschichte, die nach der Schöpfung den entscheidenden Neuanfang darstellt und durch die Zeiten hindurch *confusio hominum, providentia Dei* – im menschlichen Wirrwarr, durch die Vorsehung Gottes – ihr Werk tut. Sie hat in der Person und im Werk Jesu Christi ihre Vollendung gefunden. Und sie ist lebendig und wirksam für die Vergangenheit eines jeden Christen wie auch für seine Gegenwart und Zukunft. Wenn hier an dieser Stelle auf den Tag genau seit dreihundert Jahren der versammelten Gemeinde in der Verkündigung des Wortes Gottes durch die Predigt und im »sichtbaren Wort« der Heiligen Taufe und des Heiligen Abendmahles Vergebung geschenkt wird, dann erfahren hier Menschen seit rund zehn Generationen das Heilshandeln Gottes als die Quelle, aus der sie trinken und von der sie leben. Damit aber wird zugleich deutlich, wie sehr sowohl das gegenwärtige Leben des Einzelnen als auch die Vergangenheit, die Menschheitsgeschichte insgesamt, mit Schuld behaftet ist. Der Begriff »Schuld« wird übrigens unbegreiflicherweise nahezu völlig in der profanen Geschichtsschreibung ausgespart, die doch erklärtermaßen den Menschen, sein Lieben und Leiden, seine Tätigkeiten und Fehlleistungen, zum Forschungsobjekt hat.⁶

Wenn wir also die Heilsgeschichte mit im Blick haben, wird die Frage nach dem Nutzen der Geschichte auf eine andere Ebene gehoben. Weil Gott ein Menschenleben ergreift, es erneuert und in seinen Bann zieht, weil er Vergangenheit mit Vergebung von Schuld bewältigt, mithin Gegenwart von Lasten befreit und Zukunft zur Ewigkeit hin weitert, darum sieht auch der Christ die ganze Weltgeschichte mit anderen Augen an, eben unter der Perspektive des Handelns Gottes.

Ich setze in Klammern: Die Auffassung, die Geschichte sei ein einziges Weltgericht Gottes – hier würde Gott den Menschen ununterbrochen für seine Sünde strafen –, eine Auffassung, die natürlich von Profanhistorikern abgelehnt wird, kann

6 Kosellek (wie Anm. 3), S. 5

auch vom christlichen Glauben her nicht als allgemein verbindliche These hingestellt werden. Dazu genügt ein einziges Beispiel: Wenn Menschen gegen den Willen Gottes Kriege führen, kann man das nicht einfach als Gericht Gottes bezeichnen und sich damit vielleicht sogar der Verantwortung für ein solch fluchwürdiges Tun zu entziehen suchen. Den zweiten Weltkrieg mit seinem Ausgang und seinen Spätfolgen etwa kann man nur dann als göttliches Gericht verstehen, besser gesagt annehmen, wenn man sich des offenen Aufstandes gegen Gott im dritten Reich und des Pauluswortes erinnert »Gott läßt sich nicht spotten«, wo der Apostel hinzufügt: »Was der Mensch sät, das wird er ernten«.⁷

Die Perspektive vom Handeln Gottes her ist folglich der einzige Maßstab, an dem wir auch unsere Gemeindegeschichte untersuchen, beurteilen und in Nutzenanwendung bringen dürfen. Ich drücke das in drei Sätzen aus:

1. Allein unter dem Licht der Botschaft der Bibel ist nach dem Nutzen der Geschichte unserer Gemeinde zu fragen.

2. Wir haben allein auf die Wirksamkeit dieser Botschaft und die Hemmnisse, die ihr entgegenstanden oder -stehen, zu achten.

3. Allein unter dieser Botschaft kann uns heute die Gemeindegeschichte auch zum Nutzen werden.

Diese Geschichte fällt in weiten Teilen unter den Begriff »Alltagsgeschichte«, wie sie heute in der Historiographie betrieben wird, häufig verbunden mit Kritik an den Herrschenden und im Gegensatz zu der »alten« Geschichte von Kaisern und Königen, ihren Taten, Schlachten, Siegen und Niederlagen. In der Alltagsgeschichte kommen – wenn sie recht, d. h. unter Vermeidung einer Isolation von den großen gesamtgesellschaftlichen Prozessen betrieben wird – die »kleinen Leute« zu Wort.⁸ Da wird konkret, daß das Wort »Geschichte« bis etwa 1770 eine Pluralform des Wortes »die Geschichte« war. »Die Geschichte« = Einzahl, »die Geschichte« = Mehrzahl. »Die Geschichte sind«, so heißt es in einem Lexikon von 1748, »die Geschichte sind ein

Spiegel der Tugend und Laster, darinnen man durch fremde Erfahrung lernen kann, was zu tun oder zu lassen sei; sie sind ein Denkmal der bösen sowohl als der löblichen Taten«.⁹

Wenden wir uns nun vier dieser bösen oder löblichen Taten zu. Zu den letzteren, den löblichen Taten, zählt zweifellos das Festhalten an der presbyterial-synodalen Struktur der Kirche. Sie wurde von Johannes Calvin aus der Heiligen Schrift vorgegeben, war über die Jahrhunderte hinweg ein augenfälliges Kennzeichen der Reformierten und wirkt bis in die gegenwärtige Verfassung der Evangelischen Kirche im Rheinland. Sie besagt: Die Kirche, das ist die Gemeinde: »Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen« (Mt. 18, 20). Deshalb: Kirche und ihre Leitung sind nicht oben sondern zuerst einmal unten. Diese Leitung wird wahrgenommen von gewählten Gemeindegliedern, vom Presbyterium, früher Consistorium genannt. Die verbreitete Meinung ist falsch, es würde von irgendeinem hochstehenden Amt der Gesamtkirche oder durch ein von dort gnädig erlassenes Gesetz den einzelnen Gemeinden gestattet, vor Ort so ein wenig Selbstverwaltung auszuüben, da, wo sie nicht viel falsch machen können. Ich will es ganz pointiert sagen: Am Anfang steht die Gemeinde mit ihren Vertretern, nicht die Kirchenleitung, nicht das Landeskirchenamt, also die Gremien, denen auch eine gewisse Leitung und Verwaltung aufgetragen ist. Allerdings: Daß jede Leitung vor allem geistlich ausgeübt werden soll, ist ein immer wieder betontes Postulat, so schon auf dem Weseler Konvent von 1568: Niemand soll über den andern herrschen, weder innerhalb der Gemeindeleitung – hier sind die Pastoren gänzlich eingeschlossen – noch gegenüber den Gemeindegliedern. Jeder hat zu dienen und »alles ... soll sich beziehen auf jene zwei Hauptpunkte des Evangeliums, nämlich Glauben und Umkehr«.¹⁰ So ist es für die Gemeinde Urden-

7 Gal. 6, 7

8 Wehler (wie Anm. 4), S. 15f.

9 Jablonski, Allgemeines Lexikon der Künste und Wissenschaften, Königberg-Leipzig, 1748, 2. Aufl., Sp. 386, zitiert nach Kosellek, a. a. O. S. 6

10 J. F. G. Goeters, Die Beschlüsse des Weseler Konvents 1568, Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte Nr. 30, Düsseldorf 1968, S. 8, Kap. II, 23

bach, zur Zeit des Weseler Konventes entstanden und vom Reformiertentum geprägt, ganz selbstverständlich, daß sie über Jahrhunderte hinweg durch ihre gewählten Vertreter die Pastoren und alle Mitarbeiter einschließlich Schullehrer beruft, den Haushaltsplan aufstellt, Grundstücke und Gebäude selbst verwaltet und – eigentlich hätte das zuerst genannt werden müssen – die geistliche Leitung wahrnimmt, in der die Verkündigung des Wortes Gottes absolute Priorität in allen Lebensbereichen der Gemeinde genießt.

Aber unsere Gemeinde hat, wie alle reformierten Gemeinden, nie allein gestanden. Die Menschen hier waren keine Kongregationalisten. Das sind Christen, die ihre Gemeinde als eine in sich fertige, selbständige Kirche verstehen und jede bindende Einfügung der Einzelgemeinde in eine größere kirchliche Organisation ablehnen, deren Horizont also an den Grenzen ihrer selbst endet. Nein, unsere Gemeinde schloß sich mit andern zusammen zu einem gemeinsamen Weg, griechisch: Synode. Dieses, was schon die Urkirche tat, geschah erstens, um sich gegenseitig zu helfen, zu stärken, vor Irrwegen zu bewahren und gemeinsame Probleme anzugehen, zweitens um eine für alle gültige Ordnung zu finden. Das hat unsere Gemeinde vor allem provinziellen und kleinkarierten Denken bewahrt; und nicht nur sie, sondern eben auch unsere ganze, von dieser presbyterial-synodalen Struktur geprägte Kirche, die im Rheinland, dem Durchgangsland zu den kulturell so wichtigen Niederlanden, sowie zur Pfalz und zu Westfalen, von Anfang an über die Grenzpfähle hinauszublicken hatte. So ist unser Gotteshaus nicht allein mit der dürftigen Finanzkraft der eigenen Gemeinde gebaut, es sind vielmehr aus hunderten von anderen Gemeinden Geldspenden gesammelt worden. Aus Holland kamen erhebliche Mittel sogar über die Zeit des Kirchbaues hinaus, wie auch umgekehrt unsere Gemeinde nach Aufforderung der Synode vielfach Geldopfer für andere gegeben hat, sogar während der finanziell angespannten Planungs- und Bauzeit dieser Kirche. Auch die Einhaltung der Ordnung, da sie ja nicht »von oben« aufoktroziert, sondern gleichsam von unten erarbeitet und für den gemeinsamen Weg verbindlich gemacht wurde, ist nach meiner Kenntnis in der Geschichte der

Gemeinde immer unbestritten gewesen mit – wie ich sehe – nur zwei, allerdings charakteristischen Ausnahmen: Als Bernhard Meyer, der Initiator dieses unseres Kirchbaus, hier Prediger war, unterschreibt die Gemeindeleitung erst nach langem Drängen des Inspektors, d. h. des Superintendenten, die »ernewerte Kirchenordnung« – und zwar nur unter Vorbehalt. Der § 42, der den Unterhalt der Predigerwitwen und -waisen der Gemeinde und dem neuen Prediger aufbürdet, falle »unserer geringen Gemeinde gar zu schwer«. Man werde da »unsere Freyheit« behalten und so handeln, wie es »der Zustand dieser Gemeinde leydet«.¹¹ Und im Jahre 1770 sollten die Dienstanweisungen für den Schulmeister gemäß einem neuen Schulreglement vereinheitlicht und vor Inkrafttreten dem Inspektor zur Genehmigung eingesandt werden.¹² Das Consistorium wittert eine Kontrolle, einen Eingriff in seine Rechte und protestiert feierlich für den Fall, daß etwa eine von ihm aufgestellte Dienstanweisung für ungültig erklärt werden sollte. Sie werde, beschließt es, so abgefaßt, »wie es den Umständen und der jedesmaligen Verfassung der Gemeinde am zuträglichsten ist«.¹³

Was Wunder, daß sich die Gemeinde Urdenbach, wie viele andere im Rheinland auch, in der preußischen Zeit seit 1815 gegenüber der weltlichen Obrigkeit zunächst widerborstig und renitent verhielt, und dies, obwohl die Reformierten am Niederrhein den brandenburgisch-preußischen Herrschern in der Vergangenheit sehr viel zu verdanken hatten, waren sie es doch gewesen, die den bedrängten und verfolgten Gemeinden – ich erinnere nur an die auch hier geschehene Ausweisung von Pastoren, Geldstrafen wegen vollzogener Trauungen und Taufen usw. – immer wieder, auch finanziell, zu Hilfe kamen. Der Widerstand zeigte sich nicht nur bei dem staatlichen Ver-

11 Archiv der Ev. Kirchengemeinde Urdenbach, 06-1

12 Classis Düsseldorf in Homberg 7.8.1770 § 12; Classis Düsseldorf in Hilden 6.8.1771 § 8

13 Consistorialsitzung 6.1.1772 § 14, siehe auch Helmut Ackermann, Düsseldorf-Urdenbach – Geschichte der evangelischen Gemeinde und des Ortes, Düsseldorf 1993³, S. 250f.

such, der Gemeinde die Armenpflege, sprich »Diakonie«, also eine ihrer ureigensten Aufgaben, wegzunehmen und zu kommunalisieren, wogegen die Gemeinde mit Erfolg Einspruch erhob,¹⁴ sondern vor allem in der, wie es da heißt, »allerhöchsten Absicht« (allerhöchst ist hier, man staune, nicht Gott, sondern der preußische König), die presbyterial-synodale Ordnung durch eine obrigkeitliche Struktur zu ersetzen. Viele Bedenken wurden vorgebracht, ja Empörung geäußert. Erst nach dem Kompromiß der Kirchenordnung von 1835 und 22 Jahre nach dem Unionsaufruf des Königs 1817 trat die reformierte Gemeinde Urdenbach der Union bei und akzeptierte damit die neue Struktur (1839).

Fazit: Unter der Prämisse, daß die Heilige Schrift die höchste Autorität genießt und dort allein die Wahrheit zu finden ist, stellt der geschichtlich gewachsene und heute von landesherrlichen Fesseln wieder befreite presbyterial-synodale Aufbau der Kirche, dem hierarchischen Denken abhold, ein hohes und erhaltenswertes Gut dar. Viele Menschen schon haben mir dem Sinne nach gesagt, es sei doch schön, daß es in der Kirche nun allmählich auch Demokratie gäbe. Ich konnte darauf nur antworten: Es ist umgekehrt. Das presbyterial-synodale System ist, geschichtlich gesehen, seinerseits die Wurzel der Betätigung eines demokratischen Staatsbürgers im westlichen Europa einschließlich Nordamerika.¹⁵

Wir leben wohl in einer Zeit, in der Institutionen auf allen Ebenen im Kreuzfeuer der Kritik stehen. In der Tat sind sie immer der Gefahr ausgesetzt, zu erstarren, zu verkrusten, ihrer eigentlichen Aufgabe nicht mehr gerecht zu werden und, was die Kirche betrifft und theologisch ausgedrückt, dem Heiligen Geist im Wege zu stehen. Aber Arnold Toynbee, der große englische Historiker (1889-1975), hat einmal zur Institutionskritik und im Hinblick auf manche untergegangenen geistigen

14 ebenda, S. 323, Presbyteriumsbeschuß 14.10.1832 § 4

15 J. F. G. Goeters, Vortrag über die Geschichte des Vereins für rheinische Kirchengeschichte und den Sinn lokaler und regionaler Forschung, gehalten am 28.3.1993 in der Lutherkirche, Düsseldorf

Bewegungen gesagt: Der Preis der Dauerhaftigkeit ist die Institution. Wenn es denn ohne Institutionen, die alle ihre Schwächen haben, nicht geht, dann haben wir allen Grund, uns mit Freuden zu dieser Institution unserer Rheinischen Kirche zu bekennen, entscheidend geprägt vom presbyterial-synodalen Prinzip, und ich möchte jedem eine etwa aufkommende Angst oder auch nur Distanz vor dieser Institution nehmen, weil jeder den Mut haben darf und soll, sie wenn nötig zu kritisieren und auf synodalem Wege von der Basis her für Verbesserung zu sorgen.

Auch aus negativen Entwicklungen der Gemeinde ist Nutzen zu ziehen. Ich denke zuerst an die Zeit des Nationalsozialismus. Es muß festgestellt werden: Die Gemeinde, damals noch mit dem 2. Pfarrbezirk Benrath und dem 3. Pfarrbezirk Holthausen verbunden, hat sich zwar nicht den hitlerhörigen »Deutschen Christen« mit ihrer Blut- und Boden-Theologie (das Wort »Theologie« kommt mir hier nur schwer über die Lippen) angeschlossen, aber auch nicht der Bekennenden Kirche, weder ihrer entschiedenen noch ihrer gemäßigten Richtung. Warum?

Es gab in der Gemeinde eine Ortsgruppe der Deutschen Christen und einen Kreis der Bekennenden Kirche. Da versuchte sich das Presbyterium als Brückenbauer. Dahinter steckte das immer wieder geäußerte Bestreben, »zu allererst für Eintracht und Frieden ... untereinander zu sorgen«,¹⁶ jeden Kampf zu vermeiden, damit die bestens florierende Gemeindearbeit nicht gefährdet würde. Die Brücke hat nicht getragen. Die gesamte Jugendarbeit ging 1934 auf den Staat über, die Gemeinde wurde bei dem rigorosen Vorgehen der Nazibehörden sowie bei örtlichen Übergriffen keineswegs geschont, die Vereine, besonders während des Krieges, litten unter Mitgliederschwund, die Kirchengemeinschaftswelle rollte hier wie sonstwo und vor allem: Theologische Arbeit und Argumentation wurden immer schwächer, ja führten 1938 sogar zu dem Beschluß, »daß wir uns im Interesse der Arbeitsfähigkeit unseres Presby-

16 Presbyteriumsbeschuß vom 11.10.1934

teriums und um eine geordnete Führung zu sichern, im wesentlichen ... auf die Verwaltungsfragen beschränken möchten...«¹⁷ Eine geistliche Bankrotterklärung! Wenn sich ein Presbyterium der Pflicht und des Rechtes begibt, der Gemeinde in Fragen des christlichen Glaubens und der Lehre voranzugehen und den theologischen Kurs anzugeben, sollte es abtreten.

Ich will mich jetzt nicht als Richter aufwerfen über die damaligen Entscheidungsträger. Ich bin selbst in jener Zeit großgeworden und spüre noch sehr deutlich die vernebelnde nationale Euphorie und die immense Versuchung für die Kirche, unter scheinbar nur geringfügiger Änderung ihrer Botschaft viele national begeisterte Menschen für die Sache Gottes zu gewinnen. Mein Resümee lautet: Es gibt wohl im Hören und Auslegen des Wortes Gottes verschiedene theologische Variationen; die sind erträglich. Aber es gibt auch theologische Irrwege. Sie aufgrund von Schrift und Bekenntnis aufzudecken und unter Umständen einen Trennstrich zu ziehen, ist eine wesentliche Aufgabe der Gemeinde heute und morgen und vor allem ihrer geistlichen Leitung. Wo das nicht mehr vorkommt, wird auf Sand gebaut. Und wenn weit auseinanderliegende Positionen zutage treten, ist einerseits umso mehr um den *einen* Weg zu ringen, andererseits aber auch das Gleichniswort Jesu zu beachten, daß jedes Reich, das mit sich selbst uneins ist, verwüstet wird und jede Stadt oder jedes Haus, das mit sich selbst uneins ist, nicht bestehen kann.¹⁸

Ein weiteres Negativbeispiel aus der Vergangenheit ist das Verhältnis der Konfessionen zueinander. Jahrhunderte standen sich Evangelische und Katholiken unbrüderlich, ja feindlich gegenüber. Letztere bedienten sich rigoros der Macht, die sie im katholischen Lande innehatten, erstere wie letztere bedienten sich harter, oft verletzender Ausdrücke über die »Gegner«, wie sie ganz offen genannt wurden; summa: hier wie dort herabsetzende Einstellungen, ja gegenseitige Verachtung, aus der

17 Presbyteriumsbeschuß vom 21.7.1938

18 Matth. 12, 25 und Luk. 11, 17

Geschichte gewachsen, aber darum nicht weniger unchristlich. Von Toleranz keine Spur. Es ist unrichtig, was in diesen Tagen in mehreren Zeitungen steht, die Erlaubnis zum Bau evangelischer Kirchen in den katholischen Herzogtümern Jülich und Berg von 1682/83, die auch zur Errichtung dieser Kirche führte, sei ein Zeichen von Toleranz gewesen. Nein, diese Erlaubnis resultierte aus Abkommen zwischen Neuburg und Brandenburg. Es waren mühsam abgerungene Konzessionen, teilweise der Gegenseite geradezu abgetrotzt unter Androhung von Maßnahmen gegen Andersgläubige im eigenen Herrschaftsbereich.

Übrigens (auch das in Klammern): Daß die Gemeinde vor dem Bau der Kirche in Privathäusern und sogar unter freiem Himmel Gottesdienste zu halten gezwungen gewesen sei, wie dieselben Blätter schreiben, ist ebenso erfunden. Wer Augen hat zu lesen, der lese, daß nach der Vertreibung aus Benrath 1616 in Urdenbach nur einige Jahre lang Gottesdienste in Privathäusern stattfanden, dann aber rund sieben Jahrzehnte im gemieteten, später gekauften Predigthaus an der Angerstraße, das nach dem Kirchbau als Pfarrhaus diente. Und vom freien Himmel ist überhaupt nie die Rede.

Gleichwohl gibt es im konfessionellen Gegeneinander hier in Urdenbach auch Ausnahmen, die es verdienen hervorgehoben zu werden. Einmal ist es die Schenkung von 25 qm Land zu unserm Kirchengrundstück – ich möchte mal wissen, in welcher Ecke das liegt, da müßte man eine Fahne aufstellen oder eine Erinnerungstafel anbringen – durch die Äbtissin des Quirinusklosters zu Neuß wenige Wochen nach der Einweihung der Kirche. Das Original der Schenkungsurkunde ist in der Ausstellung zu sehen. Zum andern ist es die bemerkenswerte Tatsache, daß die Schule drüben in der Hochstraße, getragen ausschließlich von der evangelischen Gemeinde, bis zum Bau der katholischen Schule an der Urdenbacher Allee 1843 viele Jahrzehnte lang eine katholische Klasse führte und dafür sogar einen katholischen Lehrer beschäftigte.

Freilich, daß beide Schulen mit ausdrücklicher Zustimmung des Pfarrgemeinderates und des Presbyteriums zu einer christlichen Gemeinschaftsschule zusammengeführt wurden, ist erst

unserer Generation geschenkt worden. Dieses war dann die unmittelbare Vorgeschichte zur oekumenischen Zusammenarbeit in Urdenbach, die Mauern überwand, wie es Christen geziemt. Sie begann 1969 – im nächsten Jahr hat sie ihr 25jähriges Jubiläum, auch das vielleicht ein Anlaß zum Feiern –, ging inhaltlich weit über das bis dato schon gute Verhältnis unter den Pfarrern beider Seiten hinaus und zeitigte eine intensive Arbeit über Glaubensfragen in Bibelgesprächen, Arbeitskreisen und gemeinsamen Gottesdiensten, sowie daneben manche andere Aktivitäten. Sie war nach meiner Kenntnis übrigens eine der ersten, wenn nicht die erste überhaupt in Düsseldorf. Daß ich dabei sein durfte, war ein Höhepunkt meines theologischen und beruflichen Lebens, der nur noch davon übertroffen werden könnte, daß es mir vergönnt wäre, auch die Abendmahlsgemeinschaft in beiden Kirchen zu erleben.

Ich komme zum vierten und letzten Beispiel aus unserer Gemeindegeschichte. Bei der Kirchenzucht des 17. und 18. Jahrhunderts,¹⁹ einer charakteristischen Lebensäußerung der nach Gottes Wort Reformierten Kirche, laufen Positives und Negatives zusammen. Es geht darum, begangene Sünde und Schuld unter Gemeindegliedern nicht einfach hinzunehmen und auf Dauer sich vertiefen, ja womöglich zu gänzlicher Verhärtung und Entfremdung führen zu lassen. Vielmehr wird belastenden Vorkommnissen in der Gemeinde nachgegangen mit dem Ziel der Bereinigung und Vergebung gemäß der Botschaft von der Gnade Gottes durch Christus und des von ihm gebotenen Gebetsanliegens »... wie wir vergeben unsern Schuldigern«. Besonders die Vorstellung, in Zwietracht lebende Gemeindeglieder nähmen am Heiligen Abendmahl teil, ja stünden womöglich bei der Austeilung von Brot und Wein unveröhnlich nebeneinander, diese Vorstellung war unsern Vätern und Müttern im Glauben hier am Ort unerträglich. Müßte sie uns das nicht auch sein?

Damals griff die Gemeindeleitung, wenn keine Umkehr, keine Aussöhnung, keine Vergebung untereinander erfolgte, zum

19 Ackermann (wie in Anm. 13), S. 292-310

Mittel des Ausschlusses vom Heiligen Abendmahl. Die Protokolle des Consistoriums in jener Zeit sind voll von Berichten, dieser Mann oder jene Frau seien ihres Streites, ihrer Sittenlosigkeit oder ihres lästerlichen Redens wegen angesprochen worden, hätten Reue bezeugt, sich wieder vertragen und vergeben – oder aber sie dürften wegen Unbußfertigkeit bzw. weil das Delikt zu schwer war, vorläufig nicht am Abendmahl teilnehmen.

Welche Auffassung spiegelt sich hier wieder? Das christliche Abendmahl, das war damals klar und muß heute, da viel über seine äußere Form diskutiert und experimentiert wird, betont werden, ist keine unverbindliche Wunschveranstaltung von an Gott glaubenden Menschen zu irgendwelchen noch so achtenswerten Zwecken. Es ist mehr, ja es ist nicht nur mehr, sondern es ist anders als ein Symposium, und möge dies in der äußeren Gestaltung die Geselligkeitsqualität eines platonischen Gastmahls erreichen. Es ist keine Feier von Christen, zu der diese selbst einladen und die sie selbst in Szene setzen.

Das Abendmahl ist die Stiftung des Herrn. Es vermittelt eine zwiefache Gemeinschaft. Zuerst ist es er, der am Kreuz zum Heil des sterblichen Sünders Geopferte, der sich Ostern als Herr über den Tod erwiesen hat, Christus, der sich uns unter der Gestalt von Brot und Wein ganz zu eigen gibt. Wir haben im gläubigen Empfang der Gaben Gemeinschaft mit ihm. Zum zweiten – und nicht abzutrennen vom ersten – werden wir zugleich zusammengeschlossen zu einer Gemeinschaft untereinander. Fundament dieser Gemeinschaft untereinander ist die Gegenwart des Auferstandenen, nicht etwa eine besondere Wertschätzung oder gar Heiligkeit der Gemeinschaft selbst. Weil es halt so schön und erhebend ist, sich miteinander gut zu verstehen und zusammen zu sein, ist ebenso wenig grundlegend wie die eigene Frömmigkeit. Von Christus geht alles aus. Das heißt konkret: Die Gäste dürfen sich die Gestaltung des Abendmahls nicht nach ihrem Belieben aufstellen. Das heißt ferner – und das ist wichtiger –: Dauerstreit, mangelnde Vergebungsbereitschaft, Unversöhnlichkeit, verhärteter Haß, und ähnliches haben angesichts des für uns geopferten Christus keinen Platz. Wer trotz Einladung zu Umkehr und Vergebung darin verharret, so die Praxis der Kirchenzucht vor

300 Jahren, über den wird die Strafe des Abendmahlsentzuges verhängt.

Hier allerdings ist der Punkt, wo schon vor zwei Jahrhunderten die Kritik einsetzte. Das Abendmahl als Strafmittel? Dadurch verliert es gänzlich seinen Einladungscharakter, und der kommt, wie gesagt, nicht von uns und ist darum unantastbar.

Aber bis zu diesem Punkt ist die Logik doch ernstzunehmen! Nehmen wir heute sie ernst? Gerade an dieser Stelle tritt uns die Alltagsgeschichte unserer Gemeinde sehr nahe. Streitigkeiten kommen immer vor. Die frühe Beschreibung der ersten Christen »Wie haben sie einander so lieb« muß, wie mir scheint, mit einer gewissen Skepsis betrachtet werden, zumindest, wenn sie als erschöpfende Beschreibung des damaligen Gemeindelebens verstanden werden soll. Warum nämlich hätte dann das Neue Testament konstant zur Liebe ermahnt? Vor 300 Jahren gab es wie zu allen Zeiten unerfreuliche und beschwerliche Vorkommnisse, Auseinandersetzungen, Unfriede, ja Zerwürfnisse, von denen in dem Kapitel über die Kirchenzucht nachzulesen ist. Wie wird ein späterer Geschichtsschreiber von den Vorfällen unserer Zeit berichten? Wird er auch schreiben können, daß unter den Urdenbacher Christen Ähnliches zwar vorkam, doch nicht von Dauer war, sondern angesichts des sich schenkenden Christus in Liebe vergeben wurde? Oder muß er berichten, daß man das alles einfach mit einem dicken Fell als unveränderlich hinnahm, daß man Versöhnungshände zurückstieß und dann ohne jede Bereinigung des Streitfalles zum Tisch des Herrn ging, und niemand kümmerte sich darum?

Historia magistra vitae – die Geschichte ist die Lehrmeisterin zum Leben. Die alten Historien, wie sie bis ins 18., ja 19. Jahrhundert hinein erzählt und gelehrt wurden, enthielten immer ein Moment unmittelbarer Anwendung: für die Politik, das Recht, das moralische und religiöse Verhalten.²⁰ So geht es heute nicht mehr. Aber daß Geschichte nur zur Erklärung und Erhellung des Gestern dient, ist doch zu wenig. Den Nutzen

dessen, was aus der Vergangenheit zutage tritt, sollten wir uns nicht entgehen lassen. Vieles ist exemplarisch und vorbildlich, manches abschreckend oder wertlos. Kritisch betrachtet ist jedoch alles hilfreich und dazu angetan, einzufließen in die Bewältigung der Gegenwart und Zukunft unter der Leitung des Heiligen Geistes. Das haben unsere Vorfahren auch versucht, indem sie hier von dieser ehrwürdigen Kanzel herunter auf Gottes Wort gehört haben. Deshalb schließe ich mit ihrem Bekenntnis, dem berühmten Bekenntnis der Reformierten Kirche, vieltausende mal hier in diesem nun 300 Jahre alten Gotteshaus zitiert, Worte, die heute und morgen so gültig sind wie gestern. Es ist die Frage eins aus dem Heidelberger Katechismus, zentraler Glaubensinhalt, in Frage und Antwort von einer Generation zur andern weitergegeben:

Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?

Daß ich mit Leib und Seele, beides im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesus Christus eigen bin, der mit seinem teuren Blut für alle meine Sünden vollkommlich bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst hat und also bewahrt, daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß. Darum er mich auch durch seinen Heiligen Geist des ewigen Lebens versichert und ihm forthin zu leben von Herzen willig und bereit macht.

²⁰ Kosellek (wie Anm. 3), S. 11